

Peter Merseburger

RUDOLF AUGSTEIN

Der Mann, der den SPIEGEL machte

Pantheon

Das Buch erschien zuerst 2007
unter dem Titel „Rudolf Augstein. Biographie“
bei der Deutschen Verlags-Anstalt, München.



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *EOS*
liefert Salzer, St. Pölten.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH.

Erste Auflage
Januar 2009

Copyright © 2007 by Deutsche Verlags-Anstalt, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München

Lektorat: Ulrich Volz, Stuttgart

Gestaltung und Satz: DVA/Brigitte Müller

Gesetzt aus der Minion

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2008

ISBN: 978-3-570-55078-6

www.pantheon-verlag.de

INHALT

- 7 Vorwort
- 13 WÖLFLING UND HALLELUJA-PFIFF
Kindheit in der hannoverschen Diaspora
- 39 AUS DEM „KONZERTSAAL DES KANONIERS“
Erste journalistische Gehversuche im Krieg
- 65 DIE LAUNE DES BRITISCHEN MAJORS
Diese Woche als Vorläufer des *Spiegel*
- 81 EHRFURCHTSVERWEIGERUNG ALS PROGRAMM
Wie der frühe *Spiegel* zu sich selber findet
- 129 *Bildteil*
- 170 JENS DANIEL
Der Nationale und der Liberale
- 213 EIN „ABGRUND VON LANDESVERRAT“
Adenauer, Strauß und die *Spiegel*-Affäre
- 273 *Bildteil*
- 290 FÜR FESTE BEZIEHUNGEN UNGEEIGNET
Persönliche und publizistische Ausbruchsversuche
- 344 AUF GELBEN SEITEN FÜR EINE NEUE POLITIK
Freundschaft mit dem „Treibsatz“ der FDP

- 368 VON JESUS ÜBER FRIEDRICH BIS HITLER
Der Amateurhistoriker als Aufklärer
- 397 MIT DEM ZEITGEIST EIN RUCK NACH LINKS
Der halbe *Spiegel* als Geschenk für die Mitarbeiter
- 417 *Bildteil*
- 446 GEGNER JEDER *POLITICAL CORRECTNESS*
Antisemit, Feind Frankreichs und
Fremdkörper im eigenen Blatt?
- 493 LETZTER KAMPF
Sorge um das Lebenswerk?
- 545 Dank
- 548 Literatur
- 551 Register
- 560 Bildnachweis

VORWORT

Am Ende war er eine Ikone, zwei Jahre vor seinem Tod zum „World Press Freedom Hero“ und zum „Journalisten des Jahrhunderts“ gewählt. Wie kein anderer der schreibenden Zunft hat Rudolf Augstein den Deutschen nach dem Krieg seinen Stempel aufgedrückt. Die Bundesrepublik wäre anders ohne ihn und seinen *Spiegel*. Er war ein gnadenloser Realist, eine Grundeinstellung, die im Lebensgefühl jener Frontgeneration wurzelt, der er angehörte – die sich missbraucht und verheizt fühlte und, die dröhnenden Propagandalügen des NS-Systems noch im Ohr, nach dem Krieg nicht nur „Dies nie wieder!“ schwor, sondern seither jedem großen Wort misstraute. So wurde der *Spiegel*, entstanden aus der Laune eines exzentrischen britischen Panzermajors inmitten der Hannoverschen Trümmerwüste, durch Rudolf Augstein und seine jungen, aus dem Krieg heimgekehrten Redakteure zu einem allwöchentlich erscheinenden Institut der Respektlosigkeit, das nicht nur die neuen demokratischen Obrigkeiten, sondern auch die Besatzungsmächte schonungslos kritisierte. Er wurde zu einer Volkshochschule der Ehrfurchtverweigerung und Skepsis gegenüber aller Autorität, zu einem Blatt des Widerspruchs und des Infragestellens, ohne die demokratischer Diskurs nicht zu denken ist. Und selbst noch Verächter des *Spiegel* nannten ihn Ende der achtziger Jahre eine mächtige Institution, die zum bundesdeutschen Fundament gehört – als stärkster Gegenpol zur Politik der Apparate im Parteien- und Verbändestaat.

Eine Biographie Rudolf Augsteins und die Entwicklung der Bundesrepublik lassen sich so schwer trennen wie Augstein und die Geschichte des *Spiegel*. Augstein war „Mr. Spiegel“,

und ohne Augstein tut sich, wie die Leser heute spüren, sein Geschöpf, eben der *Spiegel*, nicht ganz leicht – auch wenn die Auflage stimmt. Das Blatt lebt in Vielem von seinem Ruf, und dem gerecht zu werden, ist schwer, zumal er das Monopol auf investigativen Journalismus nicht mehr hat, seit konkurrierende Wochenblätter und selbst Tageszeitungen sich ebenfalls im Enthüllen üben.

Was in den Jahren des Neuanfangs möglich war, heute würde man es in Alices Wunderreich verweisen: dass ein 23-jähriger Kriegsabiturient, ausgerüstet nur mit der soliden Bildung Hannoverscher Gymnasien, mit Ostfronterfahrung als Artillerist und zwei Jahren als Volontär und Redakteur, zum Chefredakteur berufen wird und man ihm – mit der Lizenz – ein Drittel der Zeitschrift, die er führen soll, praktisch auch schenkt (und das er bald zur Hälfte aufzustocken versteht). Launen, Zufälle und viel, viel Glück stehen also am Anfang der Karriere des demobilisierten Reserveleutnants. Aber er weiß die Gunst der Stunde zu nutzen, macht mit Gespür für Themen, rasiermesserscharfer Intelligenz und analytischem Scharfblick den *Spiegel* aus bescheidensten Anfängen zum größten deutschen und europäischen Nachrichtenmagazin. Jene Respektlosigkeit, die anfangs Konflikte mit den britischen Zensoren bringt, sichert Augstein treue Leser, vor allem das Überleben in den kritischen Monaten nach der Währungsreform.

Bald deckt sein *Spiegel* Korruption auf, wo er sie findet. Die antiautoritäre Grundtendenz, sein Eintreten für Sauberkeit in Regierung und Verwaltung, sein Kampf für Liberalität und Rechtsstaat machen ihn zum „Sturmgeschütz der Demokratie“, wie er sich gern und etwas selbstzufrieden nennt. Doch in diese Rolle hineinzufinden dauert, denn niemand hat diese jungen Redakteure, die in der NS-Diktatur aufgewachsen sind, Demokratie oder Toleranz gelehrt – auch Rudolf Augstein nicht. So ist der frühe *Spiegel*, wie könnte es auch anders sein, ein Stück Mentalitätsgeschichte der jungen Bundesrepublik – er spiegelt

jenen schwierigen Lernprozess wider, den die Westdeutschen durchmachen, um am Ende doch zu überzeugten und guten Demokraten zu werden. Aber der *Spiegel* wäre nicht zu dem geworden, was er ist, hätte Augstein sich nicht früh große Gegner gesucht und an ihnen Maß genommen. Er ist ein Mann, der Feindbilder braucht und im Kampf gegen sie zu eigener Größe findet.

Politisch ernst genommen wird sein *Spiegel* erst, als er persönlich unter dem Pseudonym *Jens Daniel* gegen Konrad Adenauer erbittert und leidenschaftlich zu Felde zieht – gegen die Westintegration und für die Wiedervereinigung, die er durch die Westverträge in bald unerreichbare Ferne rücken sieht. Durch und durch national- und deutschzentriert, wird Augstein zum schärfsten intellektuellen Widerpart des Gründungskanzlers, und sein Kampf gegen Franz Josef Strauß, der die Bundeswehr mit Atomwaffen ausrüsten will, ist inzwischen legendär: Über Jahre führen Jens Daniel und der *Spiegel* eine publizistische Kampagne ohnegleichen, in der ihnen praktisch alle Mittel recht sind – ein Vernichtungsfeldzug, der freilich nicht denkbar ist ohne die Blößen, die das bayrisch-barocke Mannsbild Strauß ihnen zuhauf bietet.

Das Duell zwischen Augstein und dem Verteidigungsminister gipfelt 1962 schließlich in der *Spiegel*-Affäre, der schwersten innenpolitischen Krise seit Bestehen der Bundesrepublik, während der die Zukunft des Magazins buchstäblich auf Messers Schneide steht und die zur Zäsur in der Entwicklung der jungen deutschen Demokratie werden soll. Dass die Polizei in einer Nacht-und-Nebel-Aktion die Räume des Magazins im Hamburger Pressehaus besetzt, dass Augstein und führende Mitarbeiter unter dem Vorwurf des Landesverrats verhaftet werden, führt zu einem Aufschrei der Öffentlichkeit, den so niemand, am wenigstens Augstein und die *Spiegel*-Leute selbst, erwartet hatte. Der des Verrats verdächtige *Spiegel*-Herausgeber wird zum Märtyrer der Pressefreiheit, für die Studenten

und Professoren auf die Straße gehen, und diese Reaktion auf das massive Vorgehen der Staatsgewalt läutet den Abschied vom deutschen Obrigkeitsstaat ein. So markiert die *Spiegel*-Affäre einen wichtigen Wendepunkt in der politischen Kultur der jungen Demokratie.

Weil Rudolf Augstein sein Blatt als Kampfinstrument zu nutzen weiß, steht es auch nicht immer in Opposition zu den Regierenden. Es rennt an gegen Adenauer und Strauß und den ganzen rheinisch-katholischen Muff der fünfziger Jahre und beschleunigt damit unzweifelhaft das Ende der Ära Adenauer. Danach aber paktiert es eindeutig mit der Regierung Brandt, plädiert mit Verve für deren Ostpolitik und macht Front gegen eine christdemokratische Opposition, die Brandt zu stürzen und die Öffnung nach Osten zu verhindern trachtet. Es ist ein Seitenwechsel, der Augsteins zutiefst nationaler Haltung entspricht: Wie kaum ein anderer bleibt er Vorkämpfer der deutschen Einheit und sieht, auch wenn die Grenzen zwischen den deutschen Staaten erst einmal festgeschrieben werden, darin doch die Chance zur Bewahrung der Nation. Und es ist diese Haltung, die ihn – wenn auch nur vorübergehend – an die Seite des von ihm bekämpften Helmut Kohl führt.

Für eine posthume Adenauer-Linke, welche die Einheit nicht will und von der sich etliche unter seinen Redakteuren finden, hat er so wenig Verständnis wie für Günter Grass, der behauptet, Auschwitz schließe einen deutschen Einheitsstaat aus. Es ist die Rückkehr des späten Augstein zur nationalen Grundhaltung des Adenauer-Antipoden Jens Daniel, die manche linken *Spiegel*-Freunde in der Zeit der Wende entsetzt fragen lässt, ob sie Augstein und seinen *Spiegel* denn „linker“ gelesen hätten, als beide in Wahrheit gewesen seien. Doch in Wahrheit ist dieser Augstein eben stets ein Nationaler und ein Liberaler und als solcher sich treu geblieben – als der vielleicht letzte echte Nationalliberale, den es in Deutschland gegeben hat. Zu jung, um von den Nazis korrumpiert zu werden, war er doch

alt genug, um zu sehen, was sie an Gräueln verübten und in welches Chaos sie Europa stürzten.

Es ist diese erlebte Geschichte, die ihn nie loslässt und dazu bringt, sich in zunehmenden Alter immer intensiver mit Hitler, dem Verderber Deutschlands, und mit seinen Helfern auseinanderzusetzen. Für ihn ist Hitler das größere der zwei Monster, die das zwanzigste Jahrhundert prägten – dem zweiten, Stalin, gibt er im Vergleich dazu mildere Noten, weil es weniger wahnhaft und rationaler gewesen sei.

In dem jungen, so unerhört wachen Augstein, der aus gut bürgerlich-katholischen, aber intellektuell beengten Verhältnissen kommt, sind anfangs viele Entfaltungsmöglichkeiten angelegt. Vielleicht wäre er Schriftsteller oder Dramatiker, vielleicht Historiker geworden, hätte es den exzentrischen britischen Major mit seinem Magazin-Spleen in Hannover nicht gegeben. Zeit seines Lebens zeigt er besonderes Interesse an Kunst und Theater, Oper und Literatur. Wie alle Intellektuellen lebt er von Einspruch und Widerspruch, stellt Bestehendes in Frage. Und so hält er innerlich auch Distanz zu seiner eigenen Schöpfung, dem *Spiegel*, vielleicht, weil er besser als alle Kritiker von außen um die inhärenten Schwächen des *Spiegel*-Journalismus weiß.

Vergebens sucht er immer wieder, dem goldenen Käfig, den er sich baute, zu entfliehen. Dem Intellektuellen, der Ruhm und Ehrfurcht nicht gelten lässt und so gern gegen Denkmäler pisst, ist die Lust, zu zerstören, nicht fremd. Dass sie bei Augstein, der doch erreichte, wovon so viele vergeblich träumen – Einfluss, Reichtum, Macht – am Ende in die Lust zur Selbstzerstörung umschlägt, gehört zu den Rätseln der großen, erstaunlichen Karriere eines melancholischen Zynikers, dem die Deutschen viel verdanken – vor allem die Erfahrung, dass das Recht auf die freie Meinung in einer Demokratie heilig bleiben muss.

WÖFLING UND HALLELUJA-PFIFF

Kindheit in der hannoverschen Diaspora

Er hat sich gern und oft als Zyniker bezeichnet – aber falls Zyniker Menschen sein sollten, die nach dem Sarg Ausschau halten, wenn sie Blumen sehen, dann gehörte Rudolf Augstein gewiss nicht zu ihnen. Er besaß, bei allem Ernst, auch eine fröhliche, heitere Seite, die er herauskehrte, wenn er, der Opern- und vor allem Wagnerfan, vor seinen Sekretärinnen plötzlich eine Arie schmetterte oder bei der Geburtstagsparty des Außenministers mit dem noch sangesfroheren Walter Scheel als Duo auftrat. „Auf der Mauer, auf der Lauer liegt 'ne kleine Wanze“ intonierten beide damals, sehr zum Verdruss des sozialdemokratischen Kanzlers, der gerade mit einer Abhöraffaire zu kämpfen hatte – einem innenpolitischen Skandal, an dem sich der *Spiegel* genüsslich weidete und an dem er sein investigatives Talent einmal mehr unter Beweis stellen konnte. Und wer den Zyniker als tragische Gestalt der Moderne versteht und Augstein als solche einordnen will, wird seinem vielschichtigen, meist ambivalenten, vielseitig begabten, verschmitzten, oft spielerisch-jungenhaften Naturell wahrlich nicht gerecht. Für seine Vorgesetzten im Arbeitsdienst und später bei der Artillerie war der Arbeitsmann, später der Gefreite Augstein ein idealer *maître de plaisir*. Er, der als Primaner des Ratsgymnasiums in Hannover mit einem Freund um die Wette gedichtet hatte, wurde an der Front dazu kommandiert, Bierzeitungen mit mehr oder weniger holprigen Reimen zwecks aufheiternder Truppenbetreuung zu verfassen.

Wer und was ist ein Zyniker? Ein gescheiterter, verzweifelter Missionar, der sich von seinen einstmaligen hohen Idealen verabschiedet hat? Ein durch die böse Wirklichkeit gekränkter Romantiker? Einer, der überwiegend das Niederträchtige und

Gemeine, das Böse im Menschen sucht? Oder sieht der Zyniker, wie Oscar Wilde einmal meinte, die Dinge, wie sie sind und nicht so, wie sie sein sollten? Und wenn ja, tut er das – und da wären wir wohl Augsteins Wirken auf der Spur –, um einen nicht eben vorzüglichen Zustand durch Spott und Ironie zu bessern, vor allem aber, wie es der *Spiegel*-Chef selbst in Abwandlung eines Wortes von Lassalle später einmal sagen sollte: durch „Schreiben, was ist“? Auf dem Gipfel von publizistischer Macht und politischem Einfluss, im Jahr 1988, nennt der inzwischen 65-Jährige im Gespräch mit der Journalistin Beate Pinkerneil sich selbst einen „positiven Zyniker“, einen, der „nichts, aber auch gar nichts unbefragt lässt und der nichts, was er erkannt hat, unterdrückt“. Das, so Augstein, sei ein Zyniker, wie er ihn verstehe; wer in dieser Welt bestehen wolle, müsse wohl oder übel ein solcher Zyniker sein.

Über diesen bekennenden Zyniker schrieb die *Frankfurter Allgemeine* in ihrem Nachruf, er sei nicht nur der bedeutendste deutsche Journalist der Nachkriegszeit gewesen, sie nannte ihn, in befremdlicher Hypertrophie, auch den zeitweise „mächtigsten Mann im Staate“. Sein Geschöpf, den *Spiegel*, lobte das Blatt als ein „publizistisches Zentralmassiv“, und Mit-Herausgeber Frank Schirrmacher meinte gar, seine Generation habe zwar Schreiben und Lesen zur Zeit des Bundeskanzlers Willy Brandt gelernt, aber „alphabetisiert ... wurden wir, ob wir es wollten oder nicht, durch Augsteins *Spiegel*“. *De mortuis nihil nisi bene*, möchte man da in Erinnerung an manches anmerken, was das Zentralorgan deutsch-konservativer, oft betulicher Seriosität – Augstein: „Deutschlands weihnachtlichste Zeitung“ – zu Lebzeiten des *Spiegel*-Herausgebers über ihn und die Berichte seines Magazins geschrieben hatte.

Doch einen Karriereplan, der Rudolf Augstein aus den Niederungen eines Lokalfeuilletons in Hannover zu solchen Höhen geführt hätte, gab es nicht. Auf seinem Weg an die Spitze des deutschen Journalismus hat vor allem der Zufall Pate gestan-

den – so sah er es selbst. Hinzuzufügen wäre: auch unerhörte Fortune, die ihn nie verlassen hat – selbst 1962/63 nicht, als er als vermeintlicher Landesverräter im Gefängnis saß und die Existenz seines Nachrichtenmagazins einige Wochen auf dem Spiel zu stehen schien.

Dabei wäre er eigentlich viel lieber Schriftsteller geworden oder Professor. Frühen Neigungen entsprechend wollte er Germanistik studieren, wie im Abiturzeugnis vermerkt, später hätte er zweifellos Geschichte, vor allem der Neuzeit, vorgezogen. Aber er, der weniger moralisch denn rechtlich Denkende, für den Rechtsbewusstsein und Gesetz und deren strikteste Beachtung durch Politiker unabdingbar waren – einmal tadelte er den Verteidigungsminister, weil dieser einem seiner Offiziere vor dem Bundesdisziplinarhof das Recht auf die Anhörung von Entlastungszeugen verweigerte –, dieser Rudolf Augstein hätte einer Familientradition folgen und ebenso gut Jurist werden können. Denn nicht nur sein älterer Bruder Josef, mit dem er für den *Spiegel* oft vor Gericht zog, auch ein Onkel in Berlin sind Rechtsanwälte, zwei seiner Schwäger Richter, und eines seiner vier Kinder entscheidet sich für den Anwaltsberuf.

Die bestimmenden Eindrücke der frühen Jugend sind durch das Erlebnis der Diaspora geprägt. Mit seinem Hang zur Überspitzung wird er 1987 in Tutzing sagen, er sei nicht im Deutschen Reich, nicht in der Weimarer Republik, überhaupt nicht in Deutschland, sondern in der Diaspora aufgewachsen – „keine Ortsbestimmung“ habe er „als Kind so oft gehört wie diese.“ Seine Familie war kurz vor dem Ersten Weltkrieg aus Bingen nach Hannover gezogen und brachte neben einer gewissen rheinischen Leichtigkeit, die bei dem glänzenden Unterhalter Rudolf Augstein immer wieder durchschimmern wird, auch ihren katholischen Glauben mit. Was in der rheinhessischen Heimat, in der die Augsteins hundertjährige Wurzeln haben, zur gesellschaftlichen Selbstverständlichkeit zählte, eben dass man katholisch war und dass man den Glauben mit einer Art

heiterer Lässigkeit ausübte – im überwiegend protestantischen Hannover ist es die Ausnahme, und der Glaube wird hier sehr viel ernster praktiziert.

Die Statistik weist für Hannover im Jahr 1918 rund 53 000 Katholiken aus, etwa ein Sechstel aller Einwohner. Wie überall in der Diaspora ist das Bewusstsein, katholisch zu sein, hier stärker entwickelt, und dem entspricht ein engerer Zusammenhalt. Man sucht seine Lebensbezüge vorzugsweise im katholischen Milieu, meint der Historiker Hans-Georg Aschoff, der über die katholische Minderheit im Hannoverschen gearbeitet hat. Es gibt eine katholische Subkultur mit Vereinen für alles und jedes, vergleichbar jener der Sozialdemokratie im Kaiserreich und der Weimarer Republik – einen für die katholische Sportjugend, einen anderen für die katholischen Kaufleute, in dem Augsteins Vater Mitglied war, den Kolpingverein für die Arbeiter, nicht zuletzt den Katholischen Jungmännerverband mit seinen Sturm- und Jungscharen, die nach jedem Gruppenabend drei Ave Maria beteten: eines für das Jugendreich, eines für das Gottesreich, ein drittes für das Deutsche Reich. So berichtet der Band „75 Jahre Sankt Joseph Hannover“, herausgegeben von der Kirchengemeinde 1987.

Seit dem Ende des Kulturkampfes gaben sich die deutschen Katholiken, zumal die der Diaspora, besonders national, um sich und den Protestanten zu beweisen, dass sie nicht Deutsche zweiter Klasse seien. So berichtet die Broschüre der St.-Joseph-Gemeinde auch, dass Bischof Machens 1935 eine „Huldigungsfeier für Christus“, zu der sich 2000 katholische Jungmänner und Jungmädchen versammelt hatten, mit einem „begeistert aufgenommenen Heil auf Papst, Führer und Vaterland“ beschloss.

Es ist diese katholische Subkultur, in der Karl Rudolf Augstein in der Stadt an der Leine groß wird. Noch den Foxtrott wird er in der kleinen katholischen „Tanzstunde Agnes Henning“ üben und dort die Damenrede halten. Das Licht der Welt erblickt er

in der Hebammen-Lehranstalt Hannover am 5. November 1923 morgens um zweieinhalb Uhr als das sechste Kind seiner Mutter Gertrude Maria, geb. Staaden, und des Kaufmanns Friedrich Franz Maria Augstein. „Remember, remember the fifth of November“, wird er später gern an seinem Geburtstag sagen, denn vor 318 Jahren, am Guy-Fawkes-Day, dem *gunpowder plot* vom 5. November 1605 in London, wollten katholische Verschwörer das britische Parlament mit 36 Fass Pulver in die Luft sprengen. Noch heute wird dieser Tag in Großbritannien karnevalistisch mit Feuerwerk gefeiert.

Ernster sind da schon die politischen Probleme des deutschen Schicksalsmonats November 1923, die dem jungen Rudolf Augstein in die Wiege gelegt werden. Er ist ja, wenn auch in einer Phase des Waffenstillstands, mitten im dreißigjährigen Krieg der jüngsten Geschichte geboren. Die Schwierigkeiten, mit denen sich die deutsche Politik 1923 herumzuschlagen hat, haben viel mit dem verlorenen ersten großen Krieg zu tun, werden seine Jugend bestimmen und, in zeitgemäß veränderter Form, auch die ersten Lebensjahre des *Spiegel*-Chefs dominieren: galoppierende Inflation, das deutsch-französische Verhältnis, rheinischer Separatismus, schließlich der Hitlerputsch vom 9. November und seine Folgen, der mit dem Aufmarsch irregulärer bayerischer Kampfverbände an der thüringischen Grenze bereits vorbereitet wird.

An diesem 5. November 1923 meldet der *Hannoversche Anzeiger*, das kleine Einheitsbrot koste 42 Milliarden, ein kleines Brötchen 1,6 Milliarden Mark, doch in dem von Laves gebauten Opernhaus wird unverdrossen die „Fledermaus“ gespielt. Drei Tage später wird sich das Einheitsbrot schon auf 150 Milliarden, ein helles Brot gar auf 160 Milliarden verteuert haben. Frankreich hält das Ruhrgebiet besetzt, um deutsche Reparationen zu erzwingen, der passive Widerstand, mit dem die Deutschen antworteten, ist gescheitert und wurde inzwischen eingestellt. Im linksrheinischen Gebiet hat sich eine separatistische Bewe-

gung gebildet, die Rathäuser besetzt und, etwa in Kaiserlautern, die weiß-grün-rote Fahne einer „Freien Pfalz“ hisst, welche einer vom Reich losgelösten „Rheinischen Republik“ angehören soll. Der Reichskanzler heißt Gustav Stresemann, und er hat der Londoner *Times* ein langes Interview gegeben, das der *Hannoversche Anzeiger* an Rudolf Augsteins Geburtstag übernimmt. Frankreich habe, so beklagt sich Stresemann, entgegen allen feierlichen Versicherungen, den Deutschen im Rheinland die „separatistische Bewegung“ geradezu aufgezwungen; und genüsslich zitiert er in diesem *Times*-Interview das britische Blatt selbst, denn es habe die rheinischen Separatistenführer einmal das „größte Gesindel der Gegenwart“ genannt.

Der Altersunterschied zwischen den Geschwistern Augstein wäre größer kaum zu denken: Die älteste Schwester Anneliese, die später seinen ersten Sohn aufziehen wird, ist 15 Jahre, der einzige Bruder 14 Jahre älter als er, und als jüngere Schwester wird – als siebtes Kind der Familie – sechs Jahre nach ihm Ingeborg-Maria geboren. Da der große Bruder bald aus dem Haus ist und studiert, steht Rudolf als einziges männliches Wesen unter den Geschwistern im Zentrum aller Aufmerksamkeit, als Hahn im Korb genießt er viel Nachsicht und wird vor allem von den älteren Schwestern verwöhnt. Zart, klein, aber vollkommen harmonisch gewachsen, ähnelt er von Gestalt eher der Mutter, die knappe 80 Pfund wiegt und neben dem Vater winzig wirkt. Der war, so erinnert sich Schwester Ingeborg, ein „Schrank von einem Mann“, der fast zwei Zentner wog.

Natürlich wurde gespart, wo man sparen konnte, wie das eben in bürgerlichen Familien damals üblich war, vor allem den kinderreichen: Man trug die Kleider der Geschwister auf, die Erziehung war spartanisch, um Geburtstage wurde kein Aufhebens gemacht, über Geld nicht geredet und Disziplin groß geschrieben. Morgens um sieben Uhr hatte die ganze Familie angezogen am Frühstückstisch zu sitzen, und das galt auch, wenn die Kinder Ferien hatten. Die Augsteins wohnten in einer

7-Zimmer-Wohnung im ersten Stock des Mietshauses Podbielskistraße 310, das von Bomben verschont bleibt und in dem der junge Journalist Augstein die ersten Jahre nach dem Krieg noch wohnen wird. Es gibt – für große Mietwohnungen ist dies damals normal – nur ein Bad und eine Toilette für die ganze Familie. Die Sitten sind gutbürgerlich und sehr katholisch: Mittags wurden stets drei Gänge aufgetischt – Suppe, Hauptgang und Nachspeise –, vor und nach den Mahlzeiten sprach die Familie ein Tischgebet, und sonntags ging sie selbstverständlich zur Messe. Zwei Hausmädchen und eine Kinderfrau, die in Dachkammern im selben Hause wohnten, sorgten sich um Haushalt, Küche und Kinder, von denen jedes Klavier zu lernen hatte. Die Ausnahme machte nur Rudolf, der lieber sang, darauf bestand, gleich Harmonieunterricht zu nehmen und später oft sagen wird, er wäre am liebsten Dirigent geworden.

Offenbar wurde viel gelacht in der Familie: Die Schwestern sind „große Lacher vor dem Herrn“, notiert er später in ein Tagebuch; wegen des nicht enden wollenden homerischen Gelächters, das über Witz und Gegenwitz ausgebrochen sei, habe oft die Decke gezittert. In die Sommerferien reiste die Familie mit Riesenkoffern und Personal, vorzugsweise an die See, etwa nach Borkum. Viel spricht dafür, dass Rudolf Augstein eine sorglose und glückliche Kindheit gehabt hat, auch wenn er auf Fotos oft teilnahmslos wirkt. Einmal posiert der Fünfjährige, einen Blumenkranz um den Kopf und einen Apfel in der Hand, in einem langen, weißen Hemd als Weihnachtsengel. Ernst, gefasst und überhaupt nicht lustig blickt er drein, aber voilà: da steht er wie ein kleiner Prinz. Schon als Kind sei er Einzelgänger gewesen, so seine Schwester Ingeborg; er habe sich nie geprügelt wie andere Jungen seines Alters, sich früh hinter Büchern versteckt und: er sei oft krank geworden – wohl, um mehr Aufmerksamkeit bei der Mutter zu erregen.

Diese Mutter, die aus einer Bingener, bei den Augsteins ursprünglich nicht sehr angesehenen Kaufmannsfamilie stammt,

war zweifellos die beherrschende Person in der Familie. Anders hätte sie den Umzug von Bingen nach Hannover, mit damals schon drei Kindern, kaum durchsetzen können – in eine, wie sich bald zeigen sollte, ungewisse Zukunft zudem. Grund, so die Familienmär, sei ihre Befürchtung gewesen, dass sich ihr Mann in Bingen bei seinem Beruf notwendig zum Alkoholiker entwickele – er trank, und das war in seinem Milieu wahrlich nicht ungewöhnlich, mittags und abends je eine Flasche Wein. Nun fiel es Friedrich Augstein sicher nicht leicht, sich von der Heimatstadt am Rhein loszusagen, denn er, der die Weinhandlung seines Vaters übernommen hatte, zehrte vor allem von dessen Ansehen.

Die Vorfahren Rudolf Augsteins waren allesamt Handwerker aus Bingen und dem Rheingau, darunter Rheinschiffer und Schustermeister, vor allem aber Bäcker. Und einer dieser Bäcker, Franz Augstein – Rudolfs Urgroßvater – gründete eine Weinhandlung, die sein Sohn Joseph, der daraufhin offenbar den Beruf des Küfers erlernt hatte, schließlich übernahm. Wie so manche Handwerker und Kaufleute brachte es auch dieser Weinhändler und Küfer in der Gründerzeit zu stattlichem Besitz. Er verkaufte hochwertige und teure Weine aus Deutschland und Frankreich, vorwiegend an anspruchsvolle Privatkundschaft und die Gastronomie, zählte bald zu den Honoratioren der Stadt und führte, als Präsident der Binger Weinhändler, einmal eine Deputation zum Großherzog in Darmstadt an, um sich über die zu hohe Besteuerung zu beklagen. Seither stellten die Augsteins in Bingen etwas dar, und in späteren Erzählungen des *Spiegel*-Chefs wird dieser Großvater, den er übrigens persönlich nie kennen gelernt hat, zum Vorbild, ja, er gerät in der Familiensaga fast zur mythischen Figur. Es habe ihm „Sicherheit“ gegeben, sagt er einmal, „dass ich einen reichen, anerkannten Großvater hatte, der dem Großherzog sagen konnte: ‚Auf Ihren Kommerzienrat kann ich verzichten‘.“

Was die Mutter in ihrer Furcht vor Alkoholproblemen ihres Mannes bestärkt haben mag, ist vermutlich die Beobachtung, die sie bei anderen Weinhändlern gemacht hat, in deren Kreisen sie sich gut auskannte. Der Vater und Großvater ihres Mannes starben sehr früh. Ihr Schwiegervater litt an Diabetes und wurde gerade einmal 48 Jahre alt. Im Jahr 1902 musste deshalb Friedrich Augstein schon als 18-Jähriger die Weinhandlung in der Gaustraße zusammen mit seiner Mutter und seinem Bruder Wilhelm übernehmen. Beide Brüder verkauften dann 1913 ihre Anteile, indes als neues Gewerbe die Weinhandlung Joseph Augstein zunächst weitergeführt wird – aber als Inhaber zeichnet jetzt „Joseph Augstein Witwe“, die allerdings nach einigen Jahren ihr Geschäft an die Sekt-Firma Feist & Reinach verkauft. Wilhelm, ein begabter Cellospieler, geht nach Amerika, heiratet dort eine Sängerin und übernimmt eine führende Funktion bei der „Christian Science“-Sekte. Friedrich Franz Maria dagegen, der Vater Rudolfs, kauft von seinem Anteil, der vor dem Krieg ja in Goldmark ausgezahlt wurde, eine Fabrik für Fotowaren in Hannover.

Warum ausgerechnet Fotowaren und warum Hannover in der fernen Diaspora – das bleibt in der Familiengeschichte ungeklärt. Gewiss aber ist, dass ihm als Fabrikant kein großes Glück beschieden war. Von seinem Vater im Geschäft angelehrt, hat er nie eine ordentliche Berufsausbildung erhalten; so bleibt er in nahezu allem auf das Fachwissen und Können seiner Angestellten angewiesen und muss, um einen Konkurs abzuwenden, seinen Betrieb in den Jahren der großen Krise Ende der zwanziger Jahre für 35 000 Mark verkaufen. Ab 1930 schlägt er sich zunächst als Handelsvertreter durch, was der jüngere Sohn als deklassierend empfindet. Eine solche Existenz, wird Rudolf Augstein zu seinem Freund Martin Walser 1998 sagen, sei „entsetzlich“ und „erniedrigend“ und lobt Arthur Millers „Tod eines Handlungsreisenden“ als besonders „interessantes Werk“. Das mit dem Pulitzerpreis gekrönte Drama

hat ihn beeindruckt, denn Miller stellt einen Handelsvertreter auf die Bühne, der es – ebenfalls – nicht zu Erfolg bringt, sich in Tagträume flüchtet und seinem Leben schließlich ein Ende setzt. 1938 eröffnet Friedrich Augstein dann die Firma „Photo-Augstein“ – Spezialität: „Hervorragende Vergrößerungen“ – in der Vahrenwalder Straße 39b, nicht weit von seiner Wohnung entfernt, die sein Sohn als einen „Foto-Klein-Emma-Laden“ in Erinnerung hat. Der ältere Bruder betreibt um diese Zeit bereits erfolgreich seine eigene Anwaltskanzlei in der hannoverschen Schillerstraße – beide Firmen werden erstmals im Adressbuch 1939 aufgeführt.

Als der Kollege Herbert Riehl-Heyse von der *Süddeutschen Zeitung* 1995 in seinem Buch „Götterdämmerung“ über die führenden deutschen Journalisten dem *Spiegel*-Herausgeber eine kleinbürgerliche Herkunft ähnlich der seines Gegners Franz Josef Strauß bescheinigt, reagiert Augstein höchst betroffen. Wenn er so etwas lese, werde er ganz „spießig“, beschwert er sich bei Riehl-Heyse; er stamme nun einmal „nicht so ganz“ aus kleinbürgerlichen Verhältnissen. Doch habe er sich „natürlich als junger Mensch nach der Wirtschaftskrise 1930 in solchen gut zurechtgefunden, indem ich etwa Produkte, die mein Vater als Handelsvertreter stapelte, mit dem Fahrrad austrug“. Und dann verweist er wieder auf den mythischen Großvater: Der sei zwar „ein Emporkömmling“ gewesen, „bediente aber immerhin eine aus Amerika importierte Hausorgel selbst und hatte einen eigenen Tennisplatz. Er war der reichste Mann in Bingen“. (Das scheint um einiges übertrieben: Unter 168 Weinhändlern, die es um die Jahrhundertwende in der Stadt am Rhein gab, war die Firma Joseph Augstein *eine* der größeren.) Augstein meint, dies alles spreche weder für ihn noch gegen Strauß: „Nur ist die Herkunft denn doch recht verschieden.“

Das frühere Zuhause am Rhein blieb auch in der hannoverschen Diaspora präsent: Die Augsteins feierten stets Karneval, ein großes Bild vom Mainzer Dom zierte den Empire-Salon;

Rudolf Augsteins Großmutter lebte bis 1943 in Bingen, wo die Familie noch zwei Häuser in der Gaustraße besaß; bis 1936 lebte dort auch eine Urgroßmutter – eine Französin, welche der Urgroßvater in zweiter Ehe geheiratet hatte und die ihm die Kinder nach dem Tod seiner ersten Frau Anna, einer Gastwirts-tochter aus Oppenheim, aufzog. Eine Blutsverwandte ist Leonide Alexina Leroudier also nicht, aber angeblich hat sie dem Urgroßvater das Panschen beigebracht, so der Spötter Augstein einmal, und damit den Aufstieg in den Kreis der Vermögenden in der Stadt am Rhein erst ermöglicht. Sie wurde 94 Jahre alt, und die Familie hat diese angeheiratete Urgroßmutter offenbar heiß und innig geliebt. Nicht zufällig erhielt Rudolf Augsteins älteste Schwester den Namen Anneliese Leonide, und er selbst schreibt in einem seiner wenigen erhaltenen Tagebücher anrührend von der „kleinen, grundgütigen Frau, die alles ein wenig französisch aussprach“ und immer „mit einer schwarzen Haube und schwarzer Handtasche auf dem Bahnsteig stand, wenn man sie besuchen kam“.

Klingt dennoch in der Geschichte vom Gepansche ein anti-französischer Akzent mit, wie ihn Kritiker beim Leitartikler Augstein später immer wieder monieren? Das mag in diesem Fall übertrieben sein. Doch sicher ist, dass die Augsteins schon wegen ihrer familiären Bande genau verfolgten, was nach dem verlorenen Krieg in Bingen geschah. Dort waren während der Rheinlandbesetzung von 1918 bis 1930 französische, ab 1925 britische, zuletzt wieder französische Truppen stationiert. Die Stadtchronik vermeldet neben Maßnahmen der Besatzer, welche die Ein- und Ausreise aus den besetzten Gebieten bis Ende 1923 unterbanden, zahlreiche Ausweisungen reichstreuer Binger Bürger, auch kam es, vor allem durch Kolonialtruppen aus Marokko, immer wieder zu Vergewaltigungen, Raubüberfällen und Wirtshausstreitigkeiten. Da wird ein Förster im Wald „meuchlings erschossen“, da ersticht ein Amokläufer einen Arbeiter, gleich mehrfach gehen betrunkenene Soldaten mit Bajo-

netten gegen friedliche Bürger vor. Über all das erregte sich der in Bingen gebliebene Teil der Verwandtschaft, berichtete darüber nach Hannover, und dies war kaum dazu angetan, in Rudolf Augsteins Elternhaus Franzosenfreundlichkeit zu fördern.

Es ist wohl Gertrude Augstein, die grundsatztreue katholische Mutter, die dafür sorgt, dass ihr Sohn Rudolf katholisch eingeschult wird, auch wenn, wie der *Spiegel*-Veteran Leo Brawand schreibt, dieser zunächst in eine Art Zwergschule gehen muss, „in der es nur eine einzige Klasse, acht Schüler und zwei hochgeschlossene Lehrerinnen gibt“. Aber schlecht kann der Unterricht nicht gewesen sein, denn schon als Neunjähriger darf er auf das Kaiserin-Auguste-Viktoria-Gymnasium in Hannover-Linden wechseln. Es gilt damals als anspruchsvolle altsprachliche Schule und wird – rund ein Drittel der Schüler sind römischer Konfession – von den Katholiken der Stadt offenbar bevorzugt. Als Einzelgänger unter lauter Protestanten muss sich Rudolf Augstein also nicht fühlen.

Für die pure katholische Weiterbildung sorgen außerhalb der Schulzeit jedoch die Jesuiten-Patres von Herz-Jesu, die in Hannover den Bund Neu-Deutschland führen. Im Jahr 1919 in Köln gegründet, ist dieser Teil der katholischen Jugendseelsorge ausschließlich für Oberschüler und Studenten gedacht, weist jedoch viele romantische Züge der bündischen Jugend auf. Ein Mitglied wird zunächst Wölfling, dann Knappe und steigt schließlich zum Ritter auf. Schon die bloße Mitgliedschaft beginnt mit einer Art Ritterschlag: Der zuständige Pater gibt einen Schlag auf die Schulter und erklärt feierlich, er nehme den Knaben auf in den Neu-Deutschen Bund. Der Wölfling Rudolf Augstein wird Mitglied eines Fähnleins, trägt als Kluft eine graue Kletterweste mit grünem Hemd und lernt das ND-Erkennungszeichen: den Halleluja-Pfiff. Zu Pfingsten oder in den Sommerferien nimmt er an Zeltlagern teil, übt Geländespiele, erlebt Nachtwanderungen und immer wieder Lagerfeuerromantik. Morgens wird in diesen Lagern stets die Messe

gelesen, die Oberaufsicht obliegt Kaplänen, die auch regelmäßige Bibelstunden veranstalten. Ziel von Neu-Deutschland ist eine „neue deutsche Lebensgestaltung in Christus“, der Bund will darauf hinwirken, dass seine Mitglieder zu echtem Katholischsein heranreifen. Deshalb kommen die hannoverschen ND-Mitglieder neben ihren normalen Fähnleintreffen und Heimabenden einmal wöchentlich mit den Jesuiten von Herz-Jesu zusammen und diskutieren religiöse und politische Fragen.

Es ist dieses Milieu, das auf den jungen Rudolf Augstein bestimmenden Einfluss hat. Er assistiert in der Herz-Jesu-Kapelle in der Hildesheimer Straße als Messdiener, er liebt „den Weihrauch und das Gebimmele und die Gesänge und die Liturgie“, wie er 50 Jahre später selbstironisch zu Beate Pinkerneil sagen wird. Kein Zweifel: In jungen Jahren fühlt er sich in der Kirche geborgen; glücklich sei er damals gewesen, gibt er dem *Stern* einmal zu Protokoll und bedauert zugleich: „Leider lässt sich das nicht mehr zurückholen.“

Er ist 14 Jahre alt, als der lange Ablösungsprozess von der Kirche beginnt, und an seinem Anfang steht die mehrdeutige Antwort eines Jesuitenpaters auf eine Frage, auf die der ND-Knappe Augstein ein klares Ja oder Nein, nicht aber den Hinweis auf mögliche Erklärungen verschiedener Denkschulen erwartet hatte. Als Soldat vermerkt er 1943 in seinem Tagebuch, er sei nicht das, was man einen gläubigen Menschen nenne, aber er sei Katholik: „Die Religion macht alles einfach, und die meine ist ehrwürdig und gewaltig zugleich.“ Die zutiefst katholische Prägung in der Jugend hinterlässt zweifellos Spuren. Grundfragen des Christentums werden Rudolf Augstein lebenslang interessieren, wie sein Buch „Jesus Menschensohn“ bezeugt, in dem er die Evangelien einen Selbstbedienungsladen nennt: Jeder könne hier finden, was er zu brauchen meine – seien es nun Thomas Müntzer oder Karl V., Che Guevara oder Generalissimus Franco. „Mit gutem Gewissen glauben zu können, ohne dabei intellektuell unredlich zu werden“, wie es der Theo-

loge Heinz Zahrnt vorschlage – „genau das“, meint Augstein, „geht eben nicht oder nicht mehr“. Sein Jesus-Buch erscheint 1972, vier Jahre zuvor ist er aus der Kirche ausgetreten. Er hätte diesen Schritt zweifellos früher getan, stellt ihn aber, mit Rücksicht auf die Mutter, die er nicht verletzen will, zu deren Lebzeiten zurück.

Im Frühjahr 1933, einige Monate nach der so genannten „Machtergreifung“, als Rudolf Augstein in die Sexta kommt und die grüne Pennäler-Mütze mit dem rotweißen Band trägt, kann man gar nicht leben, „ohne Politik zu atmen“. Das meint sein Mitschüler Helmut Ostermann und beschreibt mit der Welt, in der ein Sextaner damals aufwuchs, auch die schleichende Gleichschaltung des eher konservativ-liberalen Kaiserin-Auguste-Viktoria-Gymnasiums. Zunächst sei der Unterricht weitergegangen, als ob draußen nichts passiert wäre – nur im Gesangunterricht habe man die neue Zeit bemerkt: Nazilieder hätten die schönen deutschen Volkslieder abgelöst. Dann sei eines Morgens – es müsse im Mai oder Juni gewesen sein – der Latein- und Klassenlehrer, Studienrat Hesse, in die Klasse gekommen und habe, offenbar einer Anordnung folgend, erstmals seinen Arm gehoben sowie Heil Hitler gesagt. „Noch am selben Tag befahl er mir, nach dem Unterricht in der Klasse zu bleiben. Ich hatte Angst, aber es ging nicht ums ‚Nachsitzen‘ ... ‚Helmut, es hat sich nichts verändert‘, sagte er mir, in ungewöhnlich sanftem Ton. ‚Wenn dich irgendwer anrempelt, weil du jüdisch bist, komm sofort zu mir und melde es mir.‘“

Hesse ist ein überzeugter Katholik und wandelte sich auch mit den politischen und später den ersten militärischen Erfolgen Hitlers nicht zu dessen Parteigänger. Als in Hannover im November 1938 die Synagogen brennen, sagt er den Schülern: „Wir gucken nicht aus dem Fenster, was auf der Straße passiert, geht uns nichts an“ – und beginnt wie immer mit der anstehenden Latein-Lektion. Der damals 15-jährige Rudolf Augstein empfindet das deutlich als Distanzierung: „Da wussten wir“,

meint er später zu Martin Walser, „das ist seine Art von Protest gegen Dinge, die er nicht hätte ändern können und nicht konnte.“ Zwar sind die Lehrer, von wenigen Ausnahmen abgesehen, keine Nationalsozialisten, doch hallt ein betont deutsch-nationaler Grundton durch die Klassenzimmer dieser Schule. Dem Schüler Ostermann bleiben die Monate in der Sexta des Dritten Reiches als ein „ewiges Feiern“ in Erinnerung: „Schlageter-Tag, die Schlacht von Sedan, die Belagerung von Belgrad. Jeder dieser Tage bedeutete, dass sich die ganze Schule in der Aula des ersten Stocks zu versammeln hatte. Der Schuldirektor und andere hielten patriotische Reden, dann sang man angemessene patriotische Lieder, ‚Prinz Eugen, der edle Ritter‘ etwa. Am Ende kamen dann immer die beiden Nationalhymnen: ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ und ‚Die Fahne hoch‘.“

Helmut und Rudolf werden Freunde, und wenn in Berichten über Rudolf Augsteins Jugend immer wieder die besonders schmackhafte Apfeltorte von Mutter Ostermann eine Rolle spielt, hat dies nicht nur mit der Tatsache zu tun, dass Augstein über sich selbst höchst ungern erzählt, und wenn, dann spät, sparsam und selektiv. Beider Freundschaft währt gerade einmal acht Monate, und sie wäre wohl kaum erwähnenswert, hätten die beiden Schulfreunde nicht nach dem Krieg und völlig unabhängig voneinander, jeder als Modell die amerikanische *Time* im Blick, ein Nachrichtenmagazin gegründet – Helmut Ostermann sein *Haolam Jaseh* (Diese Welt) unter seinem neuen Namen Uri Avneri in Israel. Wie Augstein an der deutschen, übt Avneri harte Kritik an der israelischen Regierungspolitik, und beide werden von der Justiz belangt – Augstein wegen angeblichen Landesverrats, Avneri wegen vermeintlicher Volksverhetzung. Ein neuer Kontakt zwischen beiden kommt erst 25 Jahre nach der gemeinsamen Zeit in der Sexta und eher zufällig zustande. Wenn der *Spiegel* den Reigen von mehr als sechzig prominenten Gratulanten, darunter Michail Gorbatschow, Henry Kissinger, Helmut Schmidt oder Heiner Geißler, in seiner Spezial-Ausgabe

zu Rudolf Augsteins 70. Geburtstag mit Avneris Artikel „Zwei Schüler aus Hannover“ eröffnet, mag dabei auch die Absicht Pate gestanden haben, den häufig gegen Augstein vorgebrachten Verdacht des Antisemitismus zu entkräften.

Selbst wenn die Mutter in ihrer stillen, zurückgenommenen, aber energischen Art im Familienalltag beherrschend bleibt, wird der Vater für ihn bald zur wichtigsten Bezugsperson. In seinem Beschwerdebrief an Riehl-Heyse schildert er ihn als einen politisch und musikalisch gebildeten Menschen – „kein Intellektueller und auch nicht hochintelligent“, steht da zu lesen. Doch sei er, so Augstein zu Walser, das „Beste an Vater“ gewesen, „das man sich wünschen konnte“. Den exemplarischen Vater-Sohn-Konflikt gibt es für Rudolf und Friedrich Augstein nicht, im Gegenteil: Der Vater behandelt ihn früh als Erwachsenen, diskutiert mit ihm von Gleich zu Gleich, wohl auch, weil er die hohe Begabung seines Sohnes erkennt; dass dieser bald der Intelligentere von beiden ist, stört ihr gutes Verhältnis nicht. Sie reden viel über Politik, die weder Sache der Mutter noch der Schwestern ist. Vater Augstein neigt dem konservativen, eher monarchistischen Flügel des Zentrums zu, das er wählt, solange es freie Wahlen gibt. Er hat zwar eine antipreußisch-antimilitaristische Haltung aus dem Haus seines Vaters im Rheinischen mitgebracht, doch wird bei den Augsteins in Hannover reichstreu-national gedacht. Klein-Rudolf zieht einmal die Grenzen von 1914 auf dem Globus nach und empfindet Trauer darüber, wie viele Gebiete dem Deutschen Reich durch den Frieden von Versailles verloren gegangen sind: „Mir, der von einem großen und mächtigen Deutschland träumte, wie es nur in meiner Phantasie bestehen konnte, war es unerträglich, seine Zerstückelung und den Verlust seiner Kolonien auf Landkarten bestätigt zu finden“ – so zu lesen in seinem Tagebuch 1941.

Die betont nationale Grundeinstellung im Hause Augstein schließt jedoch Gegnerschaft zum Nationalsozialismus keineswegs aus. Er werde seinem Vater nie vergessen, dass dieser ein

„ferventer Antinazi“ war, schreibt er Riehl-Heyse. Folgt man verschiedenen Schilderungen Augsteins, dann hat der Vater in der Tat früh erkannt, dass Hitler „*finis germaniae*“ bedeutete – und dies, obschon er „mittlerer rheinischer Antisemit“ gewesen sei. Rudolf Augstein sagt dies 1988 als „Zeuge des Jahrhunderts“ im ZDF. Die zumindest eigenwillige Formulierung steht wohl für „konventionell“ und soll besagen, dass Friedrich Augstein erhebliche Vorbehalte gegen Juden hatte, wie sie im deutschen Bürgertum, auch im katholischen, damals weit verbreitet waren. Aber kaum hätten die Nazis die Macht ergriffen, so Sohn Rudolf zu Martin Walser, habe er seiner Mutter „ihre naiven Antisemitensprüche“ untersagt. Der Vater, so Augstein ein andermal, sei *vor* den Nazis Antisemit gewesen und es *nach* den Nazis wieder geworden, mit den Nationalsozialisten und ihrem radikalen, eliminatorischen Antisemitismus aber hatte er nichts gemein.

Entsprach diese Haltung nicht der Tradition des Zentrums, in dessen Partei-Zeitungen es zwar, wenn auch regional sehr unterschiedlich, stark antijüdische Tendenzen gegeben hat, dessen Abgeordnete jedoch ein Einwanderungsverbot für Juden, wie es in der Kaiserzeit einmal erwogen wurde, strikt ablehnten? Zwar sprach man offen von einer jüdischen Überrepräsentation in der Bank- und Finanzwelt wie im Journalismus, lehnte jedoch administrative Maßnahmen gegen Juden ab. Die Erfahrungen des Kulturkampfes hatten die Sinne der katholischen Partei geschärft und ließen ihre Parlamentarier stets auf der Gleichberechtigung aller Staatsbürger, gleich welcher Religion, vor dem Gesetz bestehen – schon aus Eigeninteresse, wie die Schlagzeile eines Zentrum-Blatts belegt: „Heute gegen Juda, morgen gegen Rom“ titelte die *Nürnberger Volkszeitung* am 1. Oktober 1920.

Friedrich Augstein kauft sich eines der besten Radios, das in Hannover zu bekommen ist, und unter einer dicken Wolldecke hören Vater und Sohn neben BBC-London auch die Hasstira-

den von Radio Moskau – mit besonderer Genugtuung offenbar die Worte: „Erst haben sie den Reichstag angezündet, und jetzt wollen sie die Welt in Brand setzen.“ Als Hitler am 30. Juni 1934 mit der SA abrechnet und seinen Freund, den Uralt-Kämpfer Ernst Röhm, umbringen lässt, sei das „große Aufatmen“ beim Vater gekommen: „Vielleicht haben wir uns doch geirrt.“ Aber nach zehn Tagen hätten sie gewusst: „Wir haben uns nicht geirrt“ – so erinnert Augstein an die Bartholomäusnacht der Nationalsozialisten, die 85 Menschenleben forderte: SA-Führer, aber auch General Schleicher, seine Frau und der konservative Schriftsteller Edgar Julius Jung wurden ohne Gerichtsverfahren einfach erschossen. Auf diese Mordaktion der Nationalsozialisten datiert Rudolf Augstein, damals gerade einmal zehneinhalb Jahre alt, was er den Beginn des „Begreifens des Politischen“ nennt. Hat er, der sich so trefflich auf die Kunst des Zuspitzens versteht, seine Erinnerungen an die Jugend ein wenig geschönt – und zwar im Sinne einer antifaschistischen *political correctness* im Nachhinein? Was ist wahr, was übertrieben, was geflunkert? Augstein sagt einmal von sich, schon als Abiturient habe er Hitler für die Verkörperung des Bösen gehalten. Es ist sein Freund Martin Walser, der Sohn einer überzeugten Nationalsozialistin, der ironisch einige Fragezeichen hinter Augsteins Erzählungen setzt: Noch nie sei er „einem idealeren Zeitgenossen“ begegnet, denn Augstein sei offenbar „gleich auf der *Spiegel*-Seite der Welt geboren worden“. Im *Spiegel*-Gespräch von 1998 bezeichnet er ihn spöttisch als „den besten antifaschistischen Roman“, den er je gelesen habe.

Was der Vater partout hatte vermeiden wollen, geschieht dann doch: Rudolf Augstein kommt in die Hitlerjugend, denn Neu-Deutschland wurde aufgelöst und die HJ zur Staatsjugend erklärt. Da er Geländespiele schon bei den Jesuiten-Patres verabscheut hat, meldet er sich zu einer der HJ-Spielscharen, welche die Möglichkeit bieten, musisches Talent zu pflegen und sich der lästigen HJ-Routine mit ihren Fahrten, Märschen und

vormilitärischen Übungen zu entziehen – auch den langweiligen Heimabenden mit ihrer politischen Indoktrination. Es gibt Spielscharen für Schauspiel und Chorgesang, für Streich- oder Blasmusik, die Spielschar Rudolf Augsteins pflegt das Marionettenspiel in einem HJ-Heim am hannoverschen Ballhof, der nach dem Krieg als Theater dient. Hier wird der noch nicht einmal 24-jährige Autor Rudolf Augstein 1947 die Uraufführung seines ersten Theaterstücks erleben. Es sollte auch sein letztes bleiben, denn die Aufführung gerät zum Desaster. Wird damit ein für allemal eine Karriere als Dichter und Schriftsteller beendet, von der er schon als Schüler geträumt hat?

Erste literarische Versuche fallen in die Zeit, als er schon auf das Ratsgymnasium übergewechselt ist, weil sein Kaiserin-Auguste-Viktoria-Gymnasium im April 1939 in eine Mädchenschule umgewandelt wird. Geht es auf dieser ältesten Schule der Stadt, die einmal als mittelalterliche Lateinschule begann und die er die letzten zwei Jahre bis zum Kriegsabitur besucht, nationalsozialistischer zu als in seinem alten Gymnasium? Die Gleichschaltung hat ohne Zweifel Fortschritte gemacht, auch wenn das eher auf den Schulbetrieb als auf alle Mitglieder des Lehrkörpers zutrifft. Nach einem Bericht der *Niedersächsischen Tageszeitung* wurde die HJ-Fahne auf dem Ratsgymnasium schon 1936 gehisst, weil es die „erforderliche Prozentzahl der ‚in den nationalsozialistischen Jugendverbänden tätigen Schüler‘ erreicht“ hatte. Sie künde vom „siegreichen Vormarsch des nationalsozialistischen Erziehungsgedankens“, schrieb das Blatt. Weihnachtsfeiern seien zum „Gemisch aus christlichen, heidnisch-germanischen und politischen Elementen“ geraten, meint Albert Marx in seiner Geschichte des Ratsgymnasiums: Da werden Kerzen für den „Führer“ und die deutsche Mutter angezündet, auch haben die vorgetragenen Gedichte – etwa das von der Kriegsweihnacht – mit dem ursprünglichen Sinn des Festes fast nichts mehr zu tun. Im Turnunterricht gelten schon ab Oktober 1933 die Kommandos der SA als „Befehlssprache“.

Und doch sind unter Rudolf Augsteins Erziehern die überzeugten Nationalsozialisten offenbar in der Minderheit gewesen. Er sehe den Lateinlehrer Brink noch vor sich, so eine Notiz aus seiner Zeit beim Arbeitsdienst – der sei untadelig, nämlich klug, energisch, taktvoll und gütig gewesen. „Zuweilen hatte er Not, sich nicht in Widersprüche zu verheddern, wenn er sich nämlich in Gegensatz zu einer dem NS-Beamten ziemlichen Auffassung gesetzt hatte, was häufig geschah.“ Einmal hatte dieser Lateinlehrer Italien offenbar als einen „aufgeblasenen Ochsenfrosch des Faschismus“ bezeichnet, und Augsteins Mitschüler Rudolf Prahm nennt ihn einen besonders mutigen Mann. In einem Brief an den *Spiegel*-Chef fragt er 1991: „Hast Du miterlebt, dass er am Tag des deutschen Überfalls auf Norwegen zu Beginn einer Griechischstunde den Kartendienst eine Norwegenkarte hat holen und entrollen lassen?“ Der Kommentar habe aus nur einem Satz bestanden: „Wie wir eine 1755 km lange Küste gegen die größte Seemacht der Welt schützen wollen, ist mir schleierhaft.“ Die Klasse sei daraufhin still gewesen. „Brink: ‚Einrollen!‘. Und der normale Unterricht begann“. Rudolf Augstein hat dies nicht mehr miterlebt, denn zur Zeit der Operation „Weserübung“ hatte er bereits sein Abitur in der Tasche.

Ganz so schwarz-weiß und eindeutig, wie es sich Jüngere heute vorstellen, waren die Verhältnisse eben doch nicht immer – was Rudolf Augstein später zu der Bemerkung veranlasst haben mag, wer das Dritte Reich nicht erlebt habe, könne über diese Zeit nicht mitreden. Ausgerechnet der Lehrer mit dem größten Einfluss auf ihn, der Oberstudienrat Bernhard Haake, der neben Kunst auch niedersächsisches Volkstum unterrichtet, ist Mitglied der NSDAP – und hält doch stets geistige Konterbande für ihm befreundete Schüler parat und lehrt sie, die Kunst im Ganzen zu sehen, nicht nur „durch das enge Panzerloch des Regimes“. Er ist der Benjamin unter den Lehrkräften, verfügt offenbar über pädagogischen Eros und vermag

die Kluft zwischen den Generationen der Lehrer und Schüler zu überbrücken. Außerhalb der Schulzeit pflegt er den Kontakt mit kunstinteressierten Schülern, ja er wird zum Begutachter erster lyrischer Versuche Augsteins und dessen engen Freundes Ernst-August Born, des Sohnes eines Hannoverschen Kohlehändlers. „Nie ohne Parteiabzeichen“, so Augstein in der *Frankfurter Allgemeinen* 1990, „servierte er uns wenigen Freunden neben Schwitters so manches, was gut und verboten war“ – Bert Brecht zum Beispiel und andere verbrannte Dichter; bei Haakes zu Hause waren auch die meisten Bilder der „Entarteten“ im Druck zu sehen.

Augstein erwähnt den Lehrer, der zum Freund wurde, in einer Besprechung des ersten Merzgedichts von Kurt Schwitters in der „Frankfurter Anthologie“, das den Titel „An Anna Blume“ trägt. Er fragt: „Zweifelt jemand daran, dass es sich um ein glühendes Liebesgedicht handelt, das einen Unbefangenen in die haarsträubendste Verwirrung zu versetzen mag?“ Warum seien Annas rote Kleider in weiße Falten zersägt, warum die Farbe ihres gelben Haares blau, woher nehme sich der Autor seine siebenundzwanzig Sinne? Wir wüssten es nicht und spürten doch: „Kunst ist es, wenn auch eine bodenlose.“ Als Mitglied einer Marionetten-Spielschar der Hitlerjugend und also berufen, auch die bunten Abende auszurichten, habe er dieses Gedicht aufgesagt, und es sei ihm ein Leichtes gewesen, seinen Vortrag mit dem erschrockenen Ausdruck zu rechtfertigen: „Und *der* Mann soll aus Hannover stammen!“ List und Witz, wir haben dies zuletzt in der vergangenen DDR erlebt, sind nun einmal die erprobtesten Waffen gegen übermächtige Diktaturen.

Dass es ihm in der Schule an solcher List nicht fehlt, bezeugen etliche Aufsätze, für die er meist gute Noten erhält. In einem Aufsatz zum Thema Vierjahresplan und Kampf dem Verderb, erinnert sich Mitschüler Rudolf Prahm, beschrieb er die offizielle Regierungspolitik „glänzend“ und baute zwischen den Zeilen „eine süffisante Kritik“ ein; Studienrat Kiehn habe diese

Arbeit als beispielhaft dafür bezeichnet, „dass man etwas mehr aussagen kann, als vordergründig in einem Text steht“. Nazi sei dieser Deutschlehrer nicht gewesen – „so weit ging immerhin sein Mut“.

Etwas komplizierter liegen die Dinge bei jenem Klassen-aufsatz, den er am 1. Juli 1940 schreibt und der gelegentlich für die antinazistische Gesinnung des Schülers Augstein angeführt wird. Die Wahl des Themas hat der Lehrer den Schülern freigestellt. Hitler befindet sich nach dem triumphalen Frankreich-Feldzug auf dem Gipfel seiner Macht, die Mehrheit der Deutschen scheint von einem siegreichen Ausgang des Krieges überzeugt – ist es da Lust an der Provokation, wenn der vorlaute und hellwache Primaner Rudolf Augstein „Die politische, wirtschaftliche und militärische Lage Englands nach dem Ausscheiden Frankreichs“ behandelt, wohl wissend, wie er in einer Vorbemerkung sagt, dass die „jetzige atemberaubende Schnelligkeit der Vorgänge“ den Laien „kein klares Bild gewinnen lässt“? Ohne jeden Zweifel sind in diese Arbeit Informationen vom „Feindsender“ BBC eingeflossen, den er abends mit dem Vater unter der Wolledecke hört – etwa wenn er von Plänen spricht, das Schwergewicht des Empire aus Europa nach Kanada zu verlegen, und zwar unter engem Anschluss an die USA. Es ist eine Arbeit, die den späteren Leitartikel ahnen lässt, und beeindruckend bleibt bis heute, wie geschickt der Primaner Augstein sich in der Kunst des Subversiven übt, zwischen Kritik und Zustimmung balanciert und seine Einwände zu tarnen sucht.

Einerseits: England ist nicht nur nicht besiegt, es ist noch nicht einmal wirksam geschlagen worden; es kann sich auf das Empire und die Hilfsquellen der gesamten angelsächsischen Welt stützen; um es „schnell und sicher niederzuwerfen“, muss es auf seiner Insel angegriffen werden – wer aber, fragt er, wollte die Schwierigkeit leugnen, dass es die größte Flotte der Welt besitzt? Für seine Argumentation benutzt er geschickt ideolo-

gische Stereotype des NS-Systems, wobei offen bleibt, inwieweit der Pennäler damals selbst an sie geglaubt hat. So sind die Angelsachsen, weil zur „germanischen Rasse“ gehörend, für ihn „zäh und tüchtig“, das schnell niedergeworfene Frankreich aber bezeichnet er als „vernegert“ und „in seinen oberen Schichten offenbar degeneriert“. Andererseits: Der Frankreich-Feldzug bleibt für ihn „das gewaltigste militärische Ereignis dieses Krieges“, und so blickt er – ob tatsächlich oder nur, um den offenbar vom Sieg überzeugten Studienrat zu täuschen, muss wiederum offen bleiben – „hoffnungsfroh“ in die Zukunft, um zum Schluss dann ganz eindeutig auf Linie zu liegen: „Denn eines ist unmöglich: Dass wir den Krieg noch verlieren. Dass wir ihn aber nicht unentschieden lassen, sondern ihn gewinnen werden, dafür ist alleiniger Bürge unser Führer“.

Augstein meint später, wegen „defaitistischer Gesinnung“ sei diese Arbeit nicht zensiert worden – doch wäre das merkwürdig. Wurden Aufsätze mit freier Themenwahl vielleicht überhaupt nicht zensiert? Sicher ist, dass sich am Rand ironische Kommentare und viele Fragezeichen seines Deutschlehrers finden, der ohne Zweifel die Erwartung seines Schülers über eine lang andauernde militärische Auseinandersetzung mit England nicht teilt. Sein Urteil, das eine Note ersetzt: „Eine inhaltlich recht dürftige und in den Anschauungen wenig hoffnungsfreudige Arbeit!“

War er im Kaiserin-Auguste-Viktoria-Gymnasium meist der Primus seiner Klasse, fällt er im Ratsgymnasium leicht zurück und macht sein Abitur „leider nur mit Gut“, wie er dem Freund Ernst-August Born schreibt, der schon zum Arbeitsdienst einberufen worden ist. Alle Schüler seiner Klasse, auch Augstein, haben sich kriegsfreiwillig gemeldet, und beziehungsweise deshalb zur Abiturfeier am 8. März nach Händels Festmarsch nicht nur das Gedicht „Ich glaube an das Vaterland“ aufgesagt, sondern vom Chor des Gymnasiums auch Beethovens „Opfertod“ gesungen. Ihn werden insgesamt 164 Schüler des

Ratsgymnasiums im Zweiten Weltkrieg sterben müssen. Eine Eins erhält er im Abschlusszeugnis nur im Deutschen, eine Zwei in Griechisch, Biologie, Musik und Sport, ein Befriedigend in Mathematik und Chemie, Latein, Französisch und Erdkunde. Die Lehrer bescheinigen ihm eine einwandfreie charakterliche Haltung und geistige Beweglichkeit. Er sei ein „guter Denker mit selbständigem Urteil“ und vielseitig interessiert – „besonders auf literarisch-weltanschaulichem Gebiete“.

Er und sein Freund Ernst-August Born gehen viel in die Oper, denn Rudolf Augstein liebt Wagner, trotz – und wahrscheinlich gerade wegen – der Warnung seiner Jesuitenpatres vor dessen „schwül-sinnlicher“ Musik. Sie wetteifern mit Gedichten, beide sehen sich als Künstler, beide wollen hoch hinaus und ihre Artikel und ihre Lyrik gleich in der Goebbelsschen Renommier-Zeitschrift *Das Reich* publiziert sehen. Seinen ersten Auftritt hat Rudolf Augstein dort als nicht ganz siebzehnjähriger Gymnasiast am 15. September 1940 mit einem Leserbrief. Er kritisiert die Besprechung eines Nietzschebandes von Balduin Noll, weist die Behauptung zurück, dass Kant der Ausgangspunkt der Gedankenwelt Nietzsches sei, und erregt damit Aufsehen unter seinen Lehrern.

Sich mit einem Leserbrief gedruckt zu sehen, ist freilich leichter, als Lyrik oder Artikel ins Blatt zu bringen. „Das mit dem *Reich* funktioniert nicht“, schreibt Rudolf dem „Arbeitsmann“ Ernst-August – „wir werden kleiner anfangen müssen ...“ Er setzt sich für den Freund bei verschiedenen größeren Zeitungen ein, denen er Borns wie auch seine eigenen Gedichte und Artikel schickt. Doch die ersten publizistischen Gehversuche sind schwer, die Antworten allesamt negativ: Der Feuilleton-Chef der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* meint, Augsteins Lyrik sei noch ein bisschen „zu jung und zu privat“, was eine freundliche Umschreibung für „übliche Primanerlyrik“ sein mochte; *Das Reich* schickt das erste Mal die Verse ohne Bewertung einfach zurück, weil es noch auf Monate hinaus genügend

lyrische Manuskripte vorrätig hat, ein zweites Mal lässt Feuilleton-Schriftleiter Petersen ihn wissen, er habe zwar eine lyrische Ader – „aber für uns reicht es noch nicht aus“. Einen Artikel Augsteins über den „Freiheitsbegriff im deutschen Idealismus“ lehnt er – „Mit besten Empfehlungen! Heil Hitler!“ – ab, weil „die Dinge immerhin nicht unbekannt genug“ seien, als dass man ein Thema aufgreifen müsse, das besser für eine Dissertation geeignet sei.

Dabei ist er unzweifelhaft begabt, schon der Schüler hat sich an Stücken versucht – über einen Dänenkönig Rolf Kraki etwa, aber auch an einer Oper, die er bescheiden „Musikdrama in drei Aufzügen“ nennt und die er, gerade einmal fünfzehneinhalb Jahre alt, in Verse fasst. Es spielt um die Zeit nach der Schlacht von Pavia 1525. Karls V. italienischer Feldherr Pescara wird bedrängt, der vaterländischen Sache wegen zur abtrünnigen Liga der italienischen Fürsten überzugehen; doch halten diese, als er sich schließlich dazu durchgerungen hat, plötzlich alle wieder zum Kaiser. Thematisch einer Novelle von Conrad Ferdinand Meyer entlehnt, handelt seine „Oper“ von Verrat und dem Konflikt zwischen Treue zum spanisch-deutschen Kaiser oder Treue zum italienischen Vaterland – und sein „Musikdrama“ liest sich ganz so, als habe sich der Schüler Augstein die Geschichtsdramen Friedrich Schillers zum Vorbild genommen.

Was will dieser hoch begabte 18-Jährige werden, der über das Reifezeugnis verfügt und weiß, dass er bald beim Arbeitsdienst mit dem Spaten üben und danach in den Krieg ziehen muss? Das herauszufinden, fährt er, in der festen Absicht, „auf Dozent hin zu studieren“, anderthalb Wochen in das noch nicht zerstörte Berlin und sieht sich gründlich an der Universität um. Er notiert Bücher, die er sich in Hannover leihen will – darunter Eugen Roths „Ein Mensch“, Grabbe über Napoleon und Hannibal oder Kierkegaards „Begriff der Angst“. Im Schiller-Theater sieht er „Kabale und Liebe“, in der Volksoper die „Macht des

Schicksals“ und die „Boheme“, auch eine Kabarett-Revue im Metropol steht auf seinem Programm. Als er zurückkommt, hat er sich gegen eine Dozentenlaufbahn entschieden, die er einmal erwogen hat und die sicher mit einer Professur in Germanistik oder Geschichte an irgendeiner Universität geendet hätte. Er wählt den Journalismus als Beruf, wird Volontär beim *Hannoverschen Anzeiger* und schreibt seine ersten Artikel in jenem Klinkerhochhaus an der Goserie, das den Krieg wie ein Wunder überleben und zur Geburtsstätte seines *Spiegel* wie der des *Stern* seines Freundes und Konkurrenten Henri Nannen wird.

AUS DEM „KONZERTSAAL DES KANONIERS“

Erste journalistische Gehversuche im Krieg

*Ein kleiner Hund im großen Kasten
schaut ernst und würdig in die Welt
und wundert sich in all dem Hasten,
dass er so gar nicht runter fällt.*

Eines der ersten Gedichte, mit dem er sich gedruckt sieht, handelt nicht von großen Gefühlen, welche die pubertierenden Primaner Born und Augstein in Verse fassten. Auch der später so mächtige *Spiegel*-Chef fängt ganz unten an, wie sich das für einen angehenden Journalisten gehört; seine Reime vom kleinen Hund, dem seine Herrin – ein Photo zeigt ein „Mägdlein herzig schön“ mit langem Zopf – auf ihrem Tretroller einen festen Kasten installiert hat, erscheinen im August 1941 im Lokalfeuilleton. Er volontiert bei Dr. Friedrich Rasche, dem Feuilleton-Chef des *Hannoverschen Anzeigers*, der Augstein vor allem über Vorträge, Konzerte oder Dichterlesungen berichten lässt.

Die Ausbildung beginnt im Frühsommer 1941, wird durch seine Verpflichtung zum Arbeitsdienst im November drei Monate unterbrochen und währt danach bis zu seiner Einberufung zur Wehrmacht im April 1942 – insgesamt also nicht länger als neun Monate. Sein Salär beträgt 75 Reichsmark im Monat. Auch er muss der damals unumgänglichen Formalie genügen und Mitglied des „Reichsverbands der deutschen Presse“ (RDP) werden, weil eine Ausbildung zum Redakteur ohne Mitgliedschaft in dieser Körperschaft des öffentlichen Rechts nicht möglich ist. So wird er, nach Abgabe von Bewerbung samt Unterlagen, am 1. Oktober 1941 in die Abteilung C der Berufsliste des Landesverbands Niedersachsen eingetragen und seither dort

als zahlendes Mitglied geführt. Der Ausbildungsvertrag sieht vor, dass er nach zwölf Monaten beim *Hannoverschen Anzeiger* auf die Reichspresseschule überwechselt – was durch seine Einberufung nie wirksam wird.

„Mit Laubsäge und Drillbohrer“ heißt eine „gst.“ gezeichnete Lokal-Reportage des Volontärs über ein Spezialgeschäft für Bastelbedarf, seinen vollen Namen setzt er dagegen unter einen 23-Zeilen-Bericht über den Auftritt eines HJ-Fanfaren-Zugs im Konzerthaus: „Die frischen Jungen“ haben, so sein Eindruck, „geblasen und gepaukt ... was das Zeug hielt“ – mit einer Wucht, „die das Konzerthaus zu sprengen drohte“ – und hinterließen doch „einen erquickenden Eindruck“. Es sind die typischen Volontär-Arbeiten, die er übernehmen muss, Kleinkram, der zur Routine der lokalen Berichterstattung gehört; aber die lockere, leichte, oft witzige Art des Schreibens und der Mut zum eigenen, klaren Urteil lassen die besondere Begabung ahnen. „Es war einmal“ überschreibt er ein Beinahe-Märchen von einem Mann, der im Traum von einer Fee reich beschenkt wird, das Versprechen bricht, mit dem Vermögen Gutes zu tun – und der, als Sühne für seine Traum-Verfehlung, nun bitte ein paar Fünzigpfennigstücke bereit halten soll: Denn heute sei Sammeltag „für das Kriegs-Winterhilfswerk“, und da werden die kleinen Büchlein mit den schönen deutschen Märchen verkauft, die alle beginnen: Es war einmal“.

Wer diese Erstlings-Artikel mehr als sechzig Jahre später liest, dem fällt auf, wie sehr damals selbst in völlig unpolitischen Betrachtungen die Bezüge zum Krieg und dem vom Nationalsozialismus durchtränkten Alltag zu den zeitgenössischen Selbstverständlichkeiten zählen. So schreibt Rudolf Augstein – „Schädliches Wasser wird abgeleitet“ – ausführlich über die Arbeiten des Wasser- und Wirtschaftsamtess Hannover, das Land drainieren lässt und Moore kultiviert – aber damit in Zeiten angestrebter Autarkie, vor allem aber im Kriege „die deutsche Nahrungsfreiheit sichern hilft“.

Sein Lehrmeister Friedrich Rasche, Jahrgang 1900, ein Freund Erich Kästners, stammt aus Radeberg bei Dresden, kam 1926 als Kunst- und Theaterkritiker zum *Hannoverschen Anzeiger* und verfügt über eine profunde Bildung. Er hat nicht nur Theologie, Philosophie, Germanistik und Theaterwissenschaften studiert und über den Pessimismus Schopenhauers promoviert, er schreibt auch Novellen und Gedichte. Dem jungen Rudolf Augstein, der schon als Schüler für die von Rasche redigierte Jugendseite schrieb, wird er bald zum väterlichen Freund, Mentor und sachverständigen Lyrikberater. Beide vereint Liebe zur deutschen Literatur bei gleichzeitig betonter Ablehnung des Nationalsozialismus. Schon weil Rasches Frau Hildegard, eine gelernte Bibliothekarin, nach den Nürnberger Gesetzen als „Halbjüdin“ gilt, ist Rasche kein Freund der Hitlerbewegung; nach 1942 wird er mehrmals mit Schreibverbot belegt. Jeder Kritiker erhält in der Regel zwei Karten für eine Premiere; wenn Rasche die Aufführung bespricht, lässt er demonstrativ den Platz neben sich frei, seit „Nichtariern“ 1938 der Besuch von deutschen Theatern verboten wurde.

Sein junger Assistent Augstein notiert 1941 in sein Tagebuch, der Nationalsozialismus sei ein „Attentat auf den Geist“, und fügt hinzu: Wenn es denn wirklich wahr sei, dass Gewalt, Macht und Geist einander ausschließen, woran zu zweifeln er alle Ursache habe, dann zöge er den Geist vor. Doch schließt seine Gegnerschaft zu Ideologie und Praxis des Nationalsozialismus mitsamt seiner gelenkten Presse die Berufswahl des Journalismus keineswegs aus. Noch als Soldat, im Juni 1944, stellt er den Antrag auf Fernimmatrikulation für die Philosophische Fakultät, Fachschaft „Journalistik“, in Göttingen und wird von der Universität bis zur „Rückkehr aus dem Wehrdienst beurlaubt“. Kein Zweifel: Rudolf Augstein will schreiben und sich gedruckt sehen, freilich in jenem Teil der Zeitung, in dem man zum System noch am ehesten Distanz halten kann: im Feuilleton. Froh sei er, schreibt er der Familie kurz nach seinem Einrücken zum



Peter Merseburger

Rudolf Augstein

Der Mann, der den SPIEGEL machte

Paperback, Klappenbroschur, 512 Seiten, 12,5 x 20,0 cm

ISBN: 978-3-570-55078-6

Pantheon

Erscheinungstermin: Januar 2009

Der Mann, der den SPIEGEL machte

Rudolf Augstein war der einflussreichste Journalist der Nachkriegszeit. Peter Merseburger, bekannt für seine großartig erzählte Brandt-Biographie, legt nach jahrelangen intensiven Recherchen und Quellenstudien ein Lebensbild des SPIEGEL-Gründers vor, das den bedeutenden Publizisten in all seinen faszinierenden Widersprüchen zeigt.

Rudolf Augstein hat mit der Gründung des SPIEGEL im Jahr 1947 – da war er gerade 23 Jahre alt – nicht nur das erfolgreichste politische Magazin der Bundesrepublik geschaffen, er hat auch den politischen Diskurs des Landes über Jahrzehnte mitbestimmt. Die Geschichte des »Sturmgeschützes der Demokratie«, wie Augstein den SPIEGEL einmal ironisch nannte, ist auch eine Geschichte der Bundesrepublik.

Von vielen bewundert, von nicht wenigen gefürchtet, war Augstein eine faszinierende Persönlichkeit, unabhängig und kritisch, mit Witz und scharfem Verstand begabt. Politiker aller Parteien stießen sich ein ums andere Mal an seinem »Schmutzblatt«. Bei aller prinzipiellen Liberalität schwang jedoch immer ein konservativer Grundton mit, und wie Willy Brandt forderte er die deutsche Einheit, als andere sie längst aufgegeben hatten.

Peter Merseburger, Verfasser zweier großer Biographien über Kurt Schumacher und Willy Brandt, ist eine vielschichtige und einfühlsame Biographie dieser genialen und schwierigen Persönlichkeit gelungen.

- Peter Merseburger ist der führende Autor großer politischer Biographien
- Merseburgers Willy-Brandt-Biographie – ausgezeichnet mit dem Deutschen Bücherpreis



[Der Titel im Katalog](#)